

Maren Kames: „Hasenprosa“

Durch die Hinterstube an die Wirklichkeit

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 15.03.2024

Fantastische Sprünge und Brutaloglobalzustand: Maren Kames zieht mit einem Hasen durch die Welt und bis ins Weltinnere. Dabei schreddert sie nicht nur philosophische Diskurse und Songs, sondern entdeckt auch die eigene Familiengeschichte.

Vielleicht muss man mit den Herz-Stellen beginnen. Gleich auf den ersten Seiten hat die Sprecherin in Maren Kames' Roman „Hasenprosa“ einen Traum. Sie sieht sich etwas malen. Zunächst hat sie keine Ahnung, was sie da eigentlich macht, ihre Bewegungen gleichen einem dichten Spinnen, „unbekümmert“, „unsinnig“ und „deep“. Dann sieht sie, was sie geschaffen hat: „das mit Abstand aufregendste, virtuoseste, emotional aufwühlendste Herz, das die Welt je gesehen hatte“. Doch nur wenig später entdeckt sie, dass ihr eigenes Herz eher provinziell ist, durchschnittlich, handfest, sogar ein wenig „angeschrumpelt“, ein echtes „Stuben- und Hauserz, kein Herz von Welt“.

Aus dieser Lücke entsteht einer der vielen Impulse für das Buch: Wie bringt man „provinziell“ und „aufregend“ zusammen? Wie kommt man vom Stubenherz zum Herz von Welt? Oder anders formuliert: Wie kann es angesichts einer Situation, in der die Sprecherin erschöpft ist vom Schreiben und desillusioniert vom literarischen Betrieb, in der noch dazu die Welt in Aufruhr ist – wie kann es ihr in diesem „Brutaloglobalzustand“ wenigstens für Momente gelingen, ein vermeintlich freies Feld zu erreichen?

Hakenschlagen mit einem Hasen

In ihren ersten beiden Büchern hat Maren Kames auf diese Fragen ganz unterschiedliche Antworten gefunden. Ihr Debüt „Halb Taube Halb Pfau“ entdeckt das freie Feld in der fast freien Seite des Buches, die mit boxartigen Miniaturen bespielt wird, konstellativ, karg und immer nah an der Metaphorik von Eis und Schnee. Im zweiten Band „Luna Luna“ ist die Sprecherin ebenfalls „entzweigebrochen“, doch gibt es hier keine Reduktion, sondern aller Skepsis zum Trotz einen fantastischen Mondgesang aus Sprachglitter und Tand.

Im neuen Buch nun erreicht sie das „Feld“ mit einem Tier. Um zwischen den klaffenden Lücken der Welt zu bestehen, denkt sich die Sprecherin (sie heißt Maren und hat mit ihrer Erfinderin auch sonst viele Gemeinsamkeiten) einen Hasen aus. Ein hakenschlagendes Wesen, das flitzen, dann wieder gelangweilt mümmeln kann, das unglaublich beredt wirkt (meistens Meta-Sprache spricht) und das den Schreibenden und Lesenden in Form eines

Maren Kames

Hasenprosa

Suhrkamp Verlag, Berlin

182 Seiten

25 Euro

Kaninchens – Stichwort „Alice im Wunderland“ – nicht ganz unbekannt ist. Der Hase hilft der Sprecherin, in einem klang- und sprachspielstarken „Schlengerkurs“ durch die Zeiten zu rutschen und dabei Kraut und Rüben zu berühren, von der eigenen Kindheit bis zu Songtexten.

Auf keinen Fall Realismus

„Also auf keinen Fall Realismus“, heißt es einmal. Und so greift Maren Kames zu allen Registern, zu pseudophilosophischen Diskursen ebenso wie zu „tollkühner Bescheuertheit“, zu Quatsch. Nur auf diese Weise komme man „durch die Nasenhöhle, Hinterstube in die sogenannte Wirklichkeit zurück oder überhaupt dadurch einmal wirklich an sie ran“. Tatsächlich gelingen ihr mit diesem permanenten Über-Bande-Spielen nicht nur witzige Dialoge zwischen Sprecherin und Hase, sondern auch Erkundungen der eigenen Familiengeschichte, in der vor allem die Großeltern sehr anrührende und trotzdem ungeschönte Portraits erhalten. Zugleich aber gibt es einen gewaltigen Überschuss an poetologischen Bildern und auch den Versuch, auf die unmittelbare Gegenwart zu reagieren. Nur ist der Exkurs zum russischen Angriffskrieg auf die Ukraine allzu kurz und wird gleich weitergeführt in die nächste Schlagzeile auf dem „frei drehenden Ereignisrad der Ultragegenwart“ – auf dass die politische Lage nach diesen gerade mal drei Seiten überhaupt nicht mehr auftaucht.

Auch stilistisch werden ganz unterschiedliche Stränge in das „in sich bewegliche Gefüge“ eingespeist. Listen genauso wie erfundene Zeichensprachen, Fotografien oder Zeichnungen. Mal toben die Wörter, mal driften sie „fiedernervig“ über die Seiten. Immer wieder schmiegt sich die Sprecherin an den Ton von Friederike Mayröckers Bewusstseinsmitschriften an. Um im nächsten Absatz in ein fiktionales Metaspiel zurückzukippen, mit Sprüngen in die Luft und in Höhlen, bis ins Erdinnere hinein. Am Ende einer langen sprachhüpfenden Reise fragt man sich nur, ob das tatsächlich alles zusammengeht. Oder ob es nicht ein allzu schwieriges, um nicht zu sagen: unmögliches Unterfangen ist, Mayröcker und „Alice im Wunderland“ unter einen Hut zu bringen, und sei es ein Zauberhut samt Hasen.